

Berufung durch Gott (7,7.17.24). So erweist sich gerade der Abschnitt 7,17–24 als „Herzstück des ganzen Kapitels“ (19). – Der Texterschließung sind jeweils eigene Übersetzungen vorangestellt, wobei B. mit Variationen „spielt“, die der Sinnerfassung dienen, aber auch im voraus andeuten, auf welchem diskursivem Weg er seine eigene Deutung erarbeiten wird. Mit anderen Übersetzungen und Wörterbüchern muß er sich von daher häufig kritisch auseinandersetzen (am kritischsten mit der „Einheitsübersetzung“). – Umgekehrt kommt er zu neuen Textabgrenzungen (zwischen V 5 und 6/28c und d/ 32a und b/ 34 und 35) und erarbeitet Kriterien für bevorzugte Lesarten (vgl. die „Ergebnisse für Textausgaben“ 558 f.).

Nicht von allen Feststellungen wird man sich überzeugen lassen, aber der Widerspruch richtet sich eher gegen einzelne Urteile, nicht gegen B.'s Gesamtkonzeption, die ebenso durchsichtig wie einseitig gemacht erscheint. Mängel fand ich nur im formalen Bereich. Sie erklären sich bei einer so umfangreichen und schwierig zu schreibenden Arbeit nur zu gut. Teilweise hätten sie sich wohl bei einer letzten Durchsicht vermeiden lassen (Schreibfehler, Satzzeichen und v. a. die unvollständig geschriebenen griechischen Wörter), teilweise herrscht aber auch eine Vielfalt im Formalen, die anstößig wirkt (vgl. die Handhabung von in:/ , in:/ in / . In/ oder ohne; die Wechsel in der Setzung oder Weglassung, Abkürzung oder Ausschreibung von Vornamen der Autoren; die Verwendung, Nichtverwendung oder Abweichungen bei der Verwendung von Abkürzungen von Zeitschriften, Reihenwerken, Buchverweisen, Stellenangaben u. dgl.). Dankbar dagegen ist man, im Literaturverzeichnis (543–556) nur mehrfach zitierte Werke und Artikel zu finden, im Stellenregister (560–573) nur Verweise auf Stellen, zu denen auch wirklich eine Aussage zur sprachlichen Gestalt oder zum Inhalt gemacht wird, und im Sachregister (573–576) eine zusätzliche Orientierung zum Inhaltsverzeichnis und den dort angegebenen Hauptthemen. – Bei aller Konzentration auf Sprach- und Textanalysen ist B.'s Darstellung nur selten zu extensiv; sie besticht durch ihre Sorgfalt und Eindringlichkeit der Problemschließung; aber auch der theologische und geistliche Ertrag ist beträchtlich: Weder läßt sich nach B.'s Ergebnissen eine Abwertung der Sexualität, eine Geringschätzung der Ehe oder der Frau, eine Überbewertung der Ehelosigkeit, eine angeratene Vernachlässigung des Partners, eine Preisgabe des ungläubigen Partners aus den Antworten des Pls in 1 Kor 7 herauslesen noch eine Mahnung, die Verhältnisse einfach zu belassen (z. B. das Sklavendasein), noch eine Aufforderung zu heroischem Asketentum, Weltentfremdung usw. Was Pls in 1 Kor 7 vertritt, ist nach B. eine gesunde Pastoral, fern jeder Bedrohung durch eine drängend gemachte Naherwartung. Was Pls eröffnet, ist ein Raum der Freiheit; was er schaffen will, ist eine Atmosphäre des Vertrauens, in der jeder Christ seinem je eigenen Ruf durch Gott nachkommen kann (vgl. 347–349). Er predigt „eine christliche Sorglosigkeit, die Ehelose und Verheiratete gerade miteinander verbindet, wobei es nur der Unverheiratete menschlich gesehen etwas leichter hat und er günstiger dran ist“ (348).

J. HAINZ

MENGEL, BERTHOLD, *Studien zum Philipperbrief*. Untersuchungen zum situativen Kontext unter besonderer Berücksichtigung der Frage nach der Ganzheitlichkeit oder Einheitlichkeit eines paulinischen Briefes (Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament 2; Reihe 8). Tübingen: Mohr 1982. 343 S.

Eine interessante exegetischgeschichtliche Arbeit zur „Erhellung des situativen Kontextes des Philipperbriefes“. In den „methodischen Vorüberlegungen“ hebt der Vf. hervor, daß neben der „epochenspezifischen Geprägtheit der alt- und neutestamentlichen Schriften“ auch die „bestimmte Situation“ beachtet werden muß, in die hinein ein Brief geschrieben ist. Abgesehen von Röm, den man mit Bornkamm vielleicht als „Testament des Paulus“ bezeichnen könne, sind die Briefe dieses Apostels keine „Episteln“ (literarische Ausführungen in Briefform), sondern echte Briefe oder noch besser „Briefgespräche“ (Eichholz). Ihre grundsätzlich „dialogische Struktur“ erfordert eine „Erhebung der Gemeindesituation“, denn diese „nimmt Einfluß auf die Gestalt eines Schreibens“. So gehört der „situative Kontext ... zum Text konstitutiv hinzu“. Er muß in unserem Fall aus dem Brief selbst erschlossen werden. „Es ist darum nötig, alle Ein-

zelabschnitte auf die Frage hin zu prüfen“, welche „Situationskomponente“ ihnen und ob allen die gleiche zugrunde liegt. Von da her lassen sich Kriterien finden, ob „eine literarisch einheitliche“ oder „darüber hinaus auch ganzheitliche Komposition des Briefes als höchstwahrscheinlich angenommen werden darf“. Schließt das erste eine redaktionelle Komposition durch einen Dritten aus, so meint „ganzheitlich“, daß der Brief von Anfang bis Ende aus der gleichen Situation von Schreiber und Adressat heraus verfaßt ist, sozusagen in einem großen Bogen. M. stellt sich nun eine doppelte Aufgabe: Die Arbeiten zu Phil seit W. H. Schinz (1833) zu befragen, inwieweit sie der methodischen Einsicht der Situationsgeprägtheit dieses Briefes Rechnung tragen; zum andern nach Möglichkeit . . . einen eigenen Beitrag zur Lösung der von diesem Aspekt historischer Fragestellung entscheidend tangierten Sachfragen dieses Briefes zu erbringen“ (29 f.). Die Arbeit von Schinz wird deshalb als Ausgangspunkt gewählt, weil sie wohl die erste ist, die aufgrund der obengenannten Einsicht „der Gemeindesituation eine eigene Untersuchung widmet“ und weil sie wirkungsgeschichtlich von großem Einfluß war. Schinz fragt nach dem „inneren Zustand der Gemeinde“ im Blick auf die Streitigkeiten (Kap. 2) und auf die angesprochenen Irrlehren (Kap. 3) (32).

Es folgt eine „Skizze der Philipperauslegung bis B. Weiß“, die methodisch kaum diesen Ansatz aufgriff und das einheitlich positive Bild nicht immer beibehielt. Alle Ausleger halten an der Einheitlichkeit des Briefes, außer Meyer und Ewald auch an der Ganzheitlichkeit fest, ohne dies methodisch zu reflektieren. – Auch die „Geschichte der Auslegung von B. Weiß bis E. Lohmeyer“ (von 1859 bis 1928 16 Kommentare, 138) zeigt, „daß die Skizzierung der konkreten Gemeindesituation von Auslegung zu Auslegung mehr oder weniger stark differiert“ und „daß innerhalb einer Auslegung einander ausschließende Beschreibungen der Gemeindeverhältnisse gegeben werden“. Liegt dies nur an der „ersten subjektiven Empfindung des Gesamteindruckes des Briefes“ (183), die für den Exegeten dann bestimmend wird? So unumgänglich dieser als Ausgangspunkt sein mag, komme doch „alles darauf an, ihn am Brief zu kontrollieren“; doch führten die einzelnen Untersuchungen nie dazu, den Gesamteindruck zu korrigieren, sondern nur dazu, ihn zu relativieren. Tatsächlich hat man nach der Lektüre dieser 190 Seiten den Eindruck, daß sich allmählich der ganze Brief in viele Bestandteile auflöst und E. Lohmeyers verzweifelter Versuch, ihn noch einmal einheitlich zu interpretieren, nämlich: „Hier schreibt ein Martyrer in die Situation einer ebenfalls durch das Martyrium gekennzeichneten Gemeinde“, konnte nicht überzeugen. So ist die nachfolgende Phase dadurch gekennzeichnet, daß nicht nur auf die Ganzheitlichkeit, sondern auch auf die Einheitlichkeit dieses Briefes verzichtet wird. Dies führt zu verschiedenen Teilungshypothesen: W. Schmithals, J. Müller-Bardoff, B. D. Rahtjen, F. W. Beare, G. Bornkamm, J.-F. Collange, G. Barth, G. Friedrich, J. Gnika (vgl. 210 f.). Daneben gibt es Verfechter einer Integrität (M. Dibelius, W. Michelis: „Diktatpause“) oder sogar der Ganzheitlichkeit (J. J. Müller, K. Staab, J. Ernst, unter den Einleitungen Jülicher-Fascher, Feine-Behm und W. G. Kümmel), während W. Marxsen, Robert-Feullet, Wikenhauser-Schmid, E. Lohse, A. Vielhauer und Schenke-Fischer von Briefkomposition sprechen.

Fast müde von so vielem Hin und Her der Argumente hat man am Ende den Eindruck, daß Phil unter dieser Rücksicht vielleicht der schwierigste Paulusbrief ist, und es ist nicht zu verwundern, daß die „exegetische Analyse des Phil“ von M. selbst keine überzeugende Lösung zu bieten vermag: Er hält zwar nicht an der Ganzheitlichkeit, wohl aber an der Einheitlichkeit fest, die ja an sich ein „Prae“ habe vor jeder Teilungshypothese (304). M. sieht zwei „Nahtstellen“: nach 2, 24, da der Anfang des Briefes sicher unter dem unmittelbaren Eindruck der Spende diktiert worden sei, während 2, 25 erst einige Wochen oder Monate später geschrieben sein könne, und nach 3, 2 ff, da erst hier eine in diesem Zeitpunkt eintreffende neue Nachricht aus Philippi voraussetzen sei. Der 1. Teil wäre dann infolge der Erkrankung des Epaphroditos länger liegen geblieben. Der Überschwang des Proömiums lasse nicht ohne weiteres Rückschlüsse auf die Gemeindesituation zu, sondern diese müßten aus 1, 27 – 2, 18 gezogen werden: Aufgrund der äußeren Bedrückung haben „inneregemeindliche Mißstände geradezu potenzierende Wirkung“ und darum mahnt Paulus so stark zur Einheit, nicht aber, weil die Gemeinde in extremer Weise zerstritten wäre. Der Christushymnus und

die darauf folgende Mahnung sei vielmehr eine Ausfaltung des Themas „für ihn leiden“ (1, 29) (O. Merk dagegen nennt als Thema Demut und Gehorsam, was mir richtiger scheint). Nur 3, 2–14 setze sich mit den „Irrlehrern“ des Phil auseinander, die zweifellos sowohl christliches wie auch jüdisches Kolorit tragen, während Paulus sich „in V 15 f mit innergemeindlicher Wirklichkeit auseinandersetzt“ und „in V 17 die Gesamtparänese von 3, 2 an zusammenfaßt (289). In Kap. 4 seien lediglich 4, 2 f und der „danklose Dank“ (4, 10–20) durch die Gemeindesituation spezifiziert.

Hat sich der Aufwand gelohnt? Sicher in dem Sinn, daß hier die Fragestellung scharf herausgearbeitet wird und man auf kurzem Raum die meisten Argumente für und wider beisammen findet. Ferner fand ich in der Textanalyse einige Lösungsvorschläge, die sich mit eigenen Ergebnissen decken: 1, 7: „daß ihr mich im Herzen tragt . . .“ (nicht ‚ich euch‘, 227); 1, 27: einmütig „für“ den Glauben entstehen etc. (239); daß 1, 3–11 Dank für die Geldspende besagt, wäre noch dadurch zu stützen, daß ‚mneia‘ das Gedenken der Philipper, nicht des Paulus meint und ‚koinonia‘ Beisteuer, Spende besagt, also ‚euren Beitrag für die Verkündigung des Evangeliums‘. Aber werden nicht bei 1, 12–26 die menschlichen Regungen des Paulus zu schnell theologisch überhöht (230)? Haben wir nach 1, 27–30 jetzt wirklich nur Teil am Kreuz und noch nicht an der Auferstehung (249, vgl. 3, 10 ff)? Sind die Aussagen, daß er „noch nicht vollendet“ sei und der Hinweis auf die „Vollkommenen“ (3, 12, 15) wirklich „Reizworte“, die auf die Gegner hinweisen (267)? Ist andererseits das „Quittieren“ in 4, 18 nicht doch hintergründiger gemeint (283)? Es überzeugt auch nicht, daß 4, 4 nicht an 3, 1 anschließen könne, weil es „bei lautem Lesen“ nicht zusammenpasse. Warum sollte ein Kompilator nicht einmal eine Formel wiederholen oder etwas umstellen (vgl. 2 Kor 2, 13 mit 7, 5)? Warum sollte er nicht auch etwas weglassen können (304) oder Übergänge glätten? Zusätzlich wäre noch die Doppelung der Thematik in 1, 21 f. und 3, 10 f. ins Feld zu führen, die ich nirgends angesprochen fand. Wenn man bei 1 und 2 Kor mit Kompositionen rechnen muß, scheint dies auch für Phil nicht mehr so schwierig, weil nicht singular. – Die Arbeit zeigt jedenfalls, wie schwierig ein endgültiges Urteil ist; eine künftige Teilungshypothese müßte auf alle hier genannten Schwierigkeiten eine plausible Antwort geben.

N. BAUMERT S. J.

SCHENK, WOLFGANG, *Die Philipperbriefe des Paulus. Kommentar*. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz: Kohlhammer 1984. 352 S.

Dieser großangelegte Kommentar geht – mit einem gewissen Recht – „von der weit-hin durchgesetzten literarkritischen Hypothese von drei Brieffragmenten“ aus. Sie wird nicht zusammenhängend in ihren verschiedenen Ausprägungen diskutiert, wohl aber teilweise bei einzelnen Abschnitten begründet (Zusammenfassung 334–336, 338). Sch. teilt ein: „Der Dankbrief Phil A: 4, 10–23“ (29–75), „Brief B: 1, 1 – 3, 1; 4, 4–7“ (76–249) und ein „Fragment des Warnbriefes Phil C: 3, 2 – 4, 3, 8 f.“ (250–330). Die kurz zuvor erschienene Arbeit von B. Mengel (s. vorige Besprechung) ist im Literaturverzeichnis zwar schon genannt, aber nicht mehr verarbeitet; manche der dort aufgeworfenen Probleme werden hier nicht beantwortet. Sch.s Hauptinteresse liegt auch mehr bei der Analyse des Einzeltextes. Hier leistet er vorzügliche Arbeit durch konsequente Anwendung moderner linguistischer Methoden. Viele Sachfragen werden durch die Formalisierung griffiger. Auf den ersten 15 Seiten legt Sch. das methodische Programm „Linguistik und Exegese“ dar, so daß deutlich wird, wie „linguistische Präzisierung noch einige Fortschritte verspricht“ (13). Aus der Vorstellung einiger Grundbegriffe wie Handlungsarten, Sprechhandlungen, Zeichen, Textkonstitution und Textanalyse sei der Hinweis hervorgehoben, daß „der Textbegriff komplementär von textinternen und textexternen Kriterien definiert werden“ muß, weil eine „gegliederte Menge sprachlicher Zeichen“ als „Text“ immer „auf die übergreifende soziale Kommunikationsfunktion verweist“. Damit wird deutlich ins Bewußtsein gerückt, daß der Interpret über die Worte einen Zugang zu dem Kommunikationsvorgang finden muß, also zur Sache selbst. Sie besteht in unserem Fall in einem kommunikativen geistlichen Lebensvorgang zwischen Apostel und Gemeinde. Insofern sind die syntaktische und